

(Nachdruck verboten.)

2]

Madame d'Ora.

Roman von Johannes B. Jensen.

„Was willst Du?“ fragte Hall und wollte sich losreißen. „Nichts, nichts Ernsthafte, Du,“ sagte sie noch tiefer und mit einem fast unhörbaren, dunklen Klang von Trauer. „Haben wir uns nun nicht lange genug fremd gestellt, Edmund? Was hast Du nur, was ist geschehen? Ich sehne mich danach, mit Dir zu reden. Was bedeutet — — —“

„Ich will Dich nicht kennen,“ rief Hall aus und schnob vor Wut. „Es ist aus zwischen uns, und zwar schon lange, wie Du sehr wohl weißt. Du weißt auch weshalb. Wenn Du die Absicht hast zu zeigen, daß Du mich kennst —“

„Ich habe gar nicht die Absicht, lieber Edmund. Du mußt doch wirklich einräumen, daß ich während der vier Tage, die wir jetzt an Bord gewesen sind, übermenschliche Beherrschung gezeigt habe. Nicht mit einer Miene habe ich ver-raten, daß ich Dich kenne. Als ich sah, daß Du so tatest, als hättest Du mich nie mit Augen gesehen, wußte ich, natürlich, daß ich mich zurückhalten hatte. Ich finde ja freilich, Du müßtest wünschen, daß die Rollen, die wir spielen, vertauscht wären, das würde weniger ungalant sein. Wenigstens mußt Du mir doch den Grund erklären, weshalb Du so zurückhaltend bist. — Edmund, es ist nicht freundlich von Dir, mich so zu empfangen, jetzt, wo wir allein sind. Ich bemerkte, daß Du nicht zu Tische hinunterkamst, da beeilte ich mich, fertig zu werden, um die Gelegenheit, mit Dir allein zu sein, zu benutzen. Man kann sich ja an Bord eines Schiffes nicht rühren. Geniert es Dich, hier mit mir zu sprechen, wo niemand uns sieht?“

„Ach nein, ach nein,“ seufzte Hall. „Ich sollte mich wohl geschmeichelt fühlen. Jetzt guckt man unhere leeren Stühle da unten an und weiß Bescheid. Madame geruhen also, einen neuen Glücklichen zu schaffen — —“

„Edmund!“

„Dein Miß an Bord ist nicht der beste!“

„Jetzt bist Du nicht aufrichtig,“ sagte Madame d'Ora ruhig. „Du weißt ja selbst nicht, was Du sagst.“

„Ja, mir ist es freilich ganz einerlei,“ sagte Hall vor sich hin. Er schwieg, und sie schwiegen lange, bis Madame d'Oras rauhe Kehlköme wieder erklangen, ganz, ganz leise.

„Ich bin so traurig gewesen, Edmund. Jeden Tag, weil ich Dir nicht nahen durfte. Mit jemand muß ich doch sprechen,“ fuhr sie heiser fort. Hall wandte sich um und sah sie hart an.

„Mlirtan, meinst Du! Du bist leicht. Ein Plebejer darf kommen und mir von Deinen Extravaganzen erzählen. Ist Dein Geschmack so schlecht geworden, oder ist es ein letztes Raffinement, daß Du jetzt Bestunden mit einem Mormonen abhältst?“

„Du kannst Dich ja ausdrücken, wie es Dir beliebt,“ sagte Madame von oben herab. Hall schnob vor Wut.

„Geh und laß mich in Frieden!“

Sie schwiegen eine Weile, und Madame d'Ora stand da, in die Dämmerung hinaussehend, sie lächelte schmerzlich. Aber sie war noch immer die Sorglose, Unerührte, als sie wieder sprach:

„Was hast Du eigentlich an Herrn Evanston auszu sehen — außer daß Du ihn nicht kennst — und wie kannst Du nur auf den Einfall kommen, zu sagen, daß er ein Mormone ist? Herr Evanston ist Missionar in Indien und China gewesen. Er erzählt köstliche Geschichten von Tigern und Krokodilen und anderen wilden Geschöpfen. Er ist selbst so ein unbezahlbar Gieriger, er ähnelt einem wilden Schwein mit all' den Borsten auf dem Kopf. Er grunzt hungrig, wenn man seinem Käfig oder seinem Walde nahe kommt, denn er hat ja so einen unsichtbaren Dschungel um sich. Du bist selbst immer ein Bewunderer von dergleichen Urwäldern in Menschengestalt gewesen.“

„Er ist ein gefährlicher Affe,“ sagte Hall gereizt, „nimm Dich in acht, daß Du ihn nicht herausforderst! Locke ihn nicht von seinem Baum herab!“

„Er ist ein großes Kind, dieser Evanston,“ sagte Madame d'Ora und lachte unbeschreiblich harmlos. „Ich mag ihn leiden. Was willst Du damit sagen, daß ich herausfordere, wie, Edmund?“

„Wie magst Du nur so tun, als wüßtest Du nicht, was ich meine?“ sagte Hall nervös. „Ich hasse es zu sehen, wie Du Deine aufsehenerregenden Künste auf Deck spazieren führst, Leontine! Hier auf diesem armseligen Schiff, wie kannst Du nur, was gibt Dir die Kraft dazu? Den ersten Tag, als Du hier warst, machtest Du Dich daran, Deinen Ruhm mit einer wahren Weltausstellung von Kleidern, einem ornithologischen Museum von Hüten auszuposaunen! Und in vollster Kriegsmalerei! Du weißt, ich kann diesen Margipandust nicht vertragen. Du riechst auf mehrere Ellen weit ekbar, das ist doch gräßlich! Und dann eines Tages vertauschst Du die große Toilette mit einem schlichten Stück Leinwand, — daß Du Dich bewegen kannst, daß Du nur ein Glied zu rühren vermagst zwischen allen den geblähten Nüstern um Dich her, das ist mir ganz unsahlich . . .“

Hall beugte sich erregt vor und fauchte:

„Aber das muß ich Dir zugeben, Deine Gestalt verträgt noch jede beliebige Entblößung oder Ueberladung . . .“

Madame d'Ora zog ihr Gesicht zurück, sie hatte dagestanden und siegesgewiß gelächelt, aber sie zitterte. Als sie sprach, klang es, als habe sie eine Stimme aus alten Zeiten wiedergefunden, eine zuversichtliche Betonung:

„Nehde doch keinen Unsinn, Edmund! Du hastest mich doch selber, ich möchte mich ein wenig originell kleiden, weißt Du das nicht mehr? Natürlich, damit man Dich beneiden sollte, Edmund. Sind wir etwa nicht mehr jung?“

Hall schwieg, und sie ließ ihn schweigen. Er starrte in die See hinaus, wo die Wellen immer kraftloser wogten. Der Mond war am Horizont aufgestiegen, und bei seinem Licht sah Madame d'Ora, wie sich die Rüge in Hall's Antlitz beruhigten. Aber als er sprach, lag kein Friede in seiner Stimme, nur Müdigkeit und Kälte:

„Da wir nun einmal mit einander reden, — was willst Du hier? Warum kann ich keine Ruhe vor Dir haben?“

Sie zuckte zusammen, machte eine ängstliche Bewegung auf ihn zu, antwortete aber in leichtem Ton:

„Ich wußte nicht, daß Du hier an Bord seiest, ich kann doch auch Lust haben, mich ein wenig umzusehen?“

Hall seufzte tief.

„Singst Du noch?“ fragte er.

„Ja. Was sollte ich sonst wohl tun, Edmund. Ich habe noch immer Erfolg. Das weißt Du natürlich recht gut, aber nun bist Du ärgerlich. Ja, ich habe meine Kunst. Und dann wollte ich auch gern mal nach drüben. Ich habe vorläufig ein großes Engagement in New York.“

Sie schwiegen.

„Der Kapitän steht oben auf der Brücke und horcht,“ sagte Hall endlich, sonderbar sanft und niedergeschlagen, als sei er im Begriff, einzuschlafen, wo er stand. Er sah nicht, wie Madame d'Ora ängstlich nach Luft schnappte.

„Laß ihn doch, Edmund,“ rief sie klagend aus. „Man darf gern wissen, daß ich Dich wiedergefunden habe, Edmund.“

Sie ging dicht an ihn heran und sprach vertraulich, während ihre Bewegung sich legte.

„Es ist doch lächerlich, daß wir hier nun über vier Tage nebeneinander hergegangen sind wie zwei Menschen, die sich völlig fremd sind, die sich nie gesehen haben. Ich bin ein wenig besorgt um Dich gewesen . . . alle die anderen Passagiere glauben auch, daß Du sie auffressen willst, sie sitzen da und sehen Dich von der Seite an, mir ist oft ganz unheimlich zumute gewesen. Du siehst wirklich gar nicht gut aus, Edmund! Deine Augen sind wohl schlecht, Du trägst ja eine fast schwarze Brille. Hör' einmal, set' Dich hierher auf die Bank. Findest Du es nicht tapfer von mir, daß ich gar nicht seekrank gewesen bin?“

„Ja, Gott weiß, Du bist ein Musterkind,“ entgegnete Hall kurz. Er setzte sich, stand aber gleich wieder auf und lachte:

„Nie vergesse ich den Tag in Cherbourg, als Du in Deiner ganzen Glorie die Schiffstreppe hinaufgestiegen kamst — mit Gutschachteln und Blumensträußen und tausend Paketen, Kammerzofe und Kanarienvögeln im Wauer — —“

Daß sich Gott erbarm'! Ich hätte es voraussehen können. Ich war sehr bedenklia, ob ich nach Europa gehen sollte, denn ich kenne Dich ja als ausgedehnte Karawane, in die hinein-geraten man schwerlich vermeiden kann. Und nun willst Du nach Amerika gehen! Ich hatte mich doch sicher geglaubt, wenn ich das Meer zwischen Dich und mich legte."

"Ja, ja, Edmund," sagte Madame d'Dra wehrlos.

"Ich verließ ja Europa seinerzeit um Deinetwillen," sagte Hall wie jemand, der jetzt keine Rücksicht mehr walten lassen will.

"Wie kannst Du das nur sagen!"

"Ich bin um Deinetwillen gereist."

"Wir hatten uns doch die letzten beiden Jahre, ehe Du reistest, gar nicht gesehen," wandte Madame d'Dra matt ein. "Gequält habe ich Dich doch in der Zeit nicht, Edmund."

"Nein, Deine Person war zu jener Zeit freilich anderwärts engagiert," sagte Hall zorniger. Nun, glaub' mir, es ist mir ganz einerlei. Es genierte mich auch nicht so sehr, wie ich mir den Anschein gebe, als ich Dich dort in Cherbourg mit Deinem ganzen Troß heranzuschieren sah; ich entsinne mich dessen vielmehr wegen der groben Komik, die über dem ganzen Aufstrich lag. Es fehlten mir Deine Hunde, ein Automobil, ein Himmelbett oder ein lenkbares Lustschiff, denn wäre der Triumphzug vollständig gewesen. Ich selber muß wohl auch zu dem Tableau beigetragen haben, als Vordergrundfigur mit meinem langen Gesicht!"

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die verlorenen Artisten.

Autorsierte Uebersetzung aus „Antwers“.

Der Herr mit dem Hunde öffnete das Fenster in dem Eisenbahnabteil und blickte hinaus. Als er sich wieder gesetzt hatte, beugte sich der Herr mit dem Hunde vor und zog es wieder hoch.

"Lieben Sie die frische Luft nicht?" fragte der Herr mit dem Hunde.

"O ja, ich liebe die frische Luft, wenn ich bin um die Erlaubnis gefragt worden, ihn zu gebrauchen", war die mit starkem französischen Akzent gegebene Antwort.

"Ich verstehe zwar nicht ganz, wovon Sie reden, aber ich wünsche auf jeden Fall, daß das Fenster geöffnet bleibt", entgegnete der Mann mit dem Hunde und ließ das Fenster zum Aerger des Mannes mit dem Hunde wieder herunter.

"Jetzt hören Sie mal zu, mein verehrter Herr Franzose, ich habe kein Verlangen, das „herzliche“ oder „korrekte“ Verhältnis zu zerstören, aber wenn Sie jetzt nicht das Fenster zufrieden lassen, gib's ein Malheur. Ihre Leber muß sich ja in einem schauerhaften Zustande befinden. Also weg da!"

"Ich geh' nicht. Wenn das Fenster soll werden geöffnet, werde ich ihn öffnen."

Der Mann mit dem Hunde legte seine Tasche auf seinen Sitz, packte den Franzosen beim Kragen und schleuderte ihn an das andere Ende des Abteils, wo er fast auf den Hund fiel, der höchst erfreut seinen Herrn beobachtete. Wie der Franzose auf die Bank sank, entfiel seiner Tasche eine kleine runde Blechdose, deren Deckel beim Fallen absprang.

Der Franzose schrie auf, stürzte sich auf den Deckel und untersuchte die Dose auf das genaueste.

"Sie sind weg! Meine — meine Artisten sind weg! Ich bin ruiniert!" kreischte er und sank auf die Bank zurück.

"Geh' mich nichts an!" war die brutale Entgegnung. "Guten Morgen! Und das nächste Mal, wenn Sie mit der Bahn reisen, seien Sie ein wenig höflicher, wenn Sie das Fenster hoch wünschen. Komm, Hektor!"

Hektor, der Hund, setzte sich plötzlich nieder, als wenn ihm gerade etwas eingefallen wäre, und begann, sich heftig zu kratzen.

"Haha! Meine Artisten! Er hat sie! Sie sein gegangen zu ihm! Ja!" schrie der Franzose und warf sich auf Hektor, um dem Hunde mit seinen Fingern durch das struppige Fell zu fahren. Dem Hektor gefiel das nicht, und er sagte so, während sein Herr den kleinen Franzosen abermals packte und auf die Bank schleuderte. Inzwischen war der Zug zum Stehen gekommen und der Schaffner öffnete die Tür.

"Halten Sie ihn!" schrie der Franzose, als sein Angreifer ausstieg. "Er hat meine Artisten!"

Dem Huse folgte ein Strom französischer Worte und das Hervordringen des aufgeregten kleinen Ausländers aus dem Wagen. Er zauderte einen Augenblick und raste dann den Bahnsteig entlang hinter dem Hunde her, der sich, seiner endlichen Freiheit froh, zwischen den Gepäcktränen und Gepäckträgern herumtrieb und nach Hundeart sehr bestes tat, die ihm erreichbaren ältesten Leute umzurennen. Hinter ihm her jagte der Franzose, in seinem Kielwasser zerstreut Menschengruppen, erschreckte Damen, wütende Gepäckträger und den Eigentümer Hektors hinterlassend, der über eine Milchkanne fiel

und jetzt, Mordgedanken im Herzen, den Schluß der Verfolger bildete.

Die Prozession kam zu einem Ende vor einem Zeitungsstand. Hektor zauderte einen Augenblick und war verloren. Der Franzose warf sich schwer auf ihn, packte ihn beim Halsband und begann aufs neue, mit seinen Fingern durch seinen dichten Pelz zu fahren. Hektor schien das für eine Bezeugung gutwilliger Darmherzigkeit zu halten und nahm die Aufmerksamkeit freundlich auf. Immer noch durchsuchte der Franzose die Haare mit wütendem Eifer, während des verschiedene andere Hunde herbeilamen und den Vorgang mit gitternder Zunge und stummen Hülfsangeboten beobachteten.

"Wollen Sie endlich meinen Hund zufrieden lassen?" jagte der Eigentümer, der soeben nach dem Milchkanneunfall angelangt war. "Lassen Sie ihn los!" sagte er hinzu und bückte sich mit der Absicht, den Franzosen auf die Beine zu zerren.

Plötzlich fragte Hektor mit großer Gewandtheit sein linkes Ohr, und sofort setzten sich auch die neuen Hunde hin und kratzten sich an seltsamen und fast unerreichbaren Stellen.

"Mon Dieu!" kreischte der Franzose, beinahe rasend vor Wut beim Anblick von fünf mit einer wenig einladenden Toilette beschäftigten Hunden. "Sie gehen von einem zum anderen! Wie soll ich sie wieder sammeln? Es ist unmöglich!"

Er lehnte sich gegen den Zeitungsstand und weinte fast, während Hektors Herr ihn neugierig betrachtete, und schließlich redete.

"Nun hören Sie mal", sagte er, "ich glaube nicht, daß Sie berührt sind, aber da ist irgend etwas nicht in Ordnung mit Ihnen. Wenn ich Ihnen weh getan habe, so tut mir das leid; aber sagen Sie mir, was los ist."

"Herr," entgegnete der Franzose, "ich danke Ihnen. Ich gebe Ihnen meine Karte. Ja, ich will erklären Ihnen wegen die Dinge, die Sie gesehen haben. Sehen Sie hier!"

Er zog einen großen gelben Vogen Papier aus seiner Tasche, faltete ihn auseinander und hielt ihn hoch; der Mann mit dem Hunde schaute und las laut:

Elbira-Säle

Monsieur Léon Beauteemps

mit seinen berühmten dressierten Flöhen.

Mehrmaliges Auftreten.

"Als Sie mich in der Bahn angriffen, stolperte ich, und raus fielen meine Artisten. Sie gingen zu Ihrem Hundebier, und ich bin ruiniert. Was soll ich jetzt machen? Ohne meine Artisten ich bin ruiniert und kann nie leben! Ich werden mich bringen um!"

"Sie wollen wohl damit sagen, daß alle Ihre dressierten Flöhe entflücht sind und sich höchstwahrscheinlich im Pelze meines Hundes anhalten?"

Der Franzose nickte schweigend, während der andere empfand, wie sehr es schmerzt, wenn man innerlich lacht.

"Jetzt hören Sie mal," sagte er, "wir wollen meinen Hund in den Wartesaal nehmen und da können wir ihn abjuchen. Mein Name ist Doppmann — Willibald Doppmann — und die Geschichte tut mir wirklich fürchtbar leid."

Der Franzose warf einen betrübten Blick auf Hektor und auf die fünf neuen Hunde, die sich mit einer Geierlichkeit und Ausdauer kratzten, die beinahe rührend war.

"Sie sind alle da," sagte er, seine Hand über die Hunde schwenkend — "alle meine Artisten. Aber verteilt. Ja, und wie verteilt! Ich werden sie nie alle wiederfinden. Aber wenn ich hätte Alphonse, wäre es mir egal. Sie haben nie Alphonse gesehen! Ah, aber er war ein Wunder! Er fährt die Automobil; er spielt Fußball und er feuert die Kanon! Er war der Doyen — der Caruso — der Premier-Minister von meine Gesellschaft! Die anderen, sie waren bloß Statisten!"

Der pathetische Kummerausbruch des kleinen Mannes über seine verlorenen Artisten rührte Doppmann, der ein Lachen verschluckte und ihn beim Arm nahm.

"Kommen Sie jetzt und wir wollen mal ordentlich nach Alphonse suchen und wenn wir ihn nicht finden sollten, werde ich Ihren Schaden wohl auf andere Weise gut machen können."

In diesem Augenblick erschienen die Eigentümer der fünf Hunde, ziemlich hitzig und ärgerlich und geneigt, die Sache verdächtig zu finden. Indessen die Hunde wurden aussortiert, mit dem Bersprechen einer tüchtigen Tracht Prügel für nachher, und folgten ihren Herren zum Bahnhof hinaus.

"Alphonse ist nicht da!" sagte der Franzose, den Hunden nachblickend. "Ich werden ihn nie wiedersehen!"

"Mut, alter Mann!" versetzte Doppmann und klopfte ihm auf die Schulter. "Alphonse mag sich an Hektor gehalten haben. Wir wollen mal nachsehen."

Im Wartezimmer sah Hektor in der Nähe des Büfettis und kratzte sich eifrig.

"Suchen Sie nach Alphonse," sagte Doppmann, "während ich Ihnen ein Glas Bier bestelle. Donnerwetter, ich glaube, ich habe ihn selbst!"

Doppmanns Hand fuhr nach seinem Bein, und Hektor stellte sein Kragen ein, um zu sehen, was sein Herr in dieser Hinsicht leisten könnte. Dann entdeckte die Büfettedame plötzlich, daß die Uhr im Nebenzimmer das Aufziehen nötig habe, und erschien dann mit hochrottem Gesicht wieder und blickte scharf nach Hektor, der sich noch immer kratzte.

„Er kratzt sich — ja!“ sagte der Franzose ingrinnig. „Jeder kratzt sich außer mir! Vielleicht er hat Alphonse! Wer weiß? Aber ich habe ihn nicht, leider!“

„Wir können doch nicht jeden auf dem Bahnhof absuchen,“ unterbrach ihn Doppmann und gab Hektor einen Tritt, der ihn zur Ruhe bringen sollte. „was wollen wir also machen?“

„Würden Sie nicht so gut sein und ihren Hund hinauslassen?“ sprach da die Wärfettdame, sich über den Schenktisch lehrend. „Ich glaube nicht, daß er ganz — was ich meine, ist — ein Vagabund —“

Hektor kratzte sich zur Thür hinaus und die beiden Herren folgten. Wie sie so langsam den Bahnsteig entlang gingen, gefolgt vom Hektor, der von Zeit zu Zeit Halt machte und versuchte, sich mit allen Bieren zugleich zu kratzen. fuhr Doppmanns Hand an seinen Hut, als sie sich einem hübschen jungen Mädchen näherten, das ihnen entgegenkam. Hektor sprang erfreut an ihr hoch, ehe Doppmann es verhindern konnte, und setzte sich dann zu ihren Füßen hin, um sich während zu kratzen.

„Gehen Sie schnell weg von hier,“ zischte Doppmann den Franzosen an: „Ich will Ihnen den Hund geben und alles, was Sie wollen, nur gehen Sie von dieser Dame weg! — Sie sehen heute wieder vorzüglich aus, Fräulein Römer,“ wandte er sich an das junge Mädchen.

Dieses gab eine freundliche Antwort und schritt mit Doppmann auf den Bahnhofspatz hinaus, gefolgt von dem Franzosen und Hektor, den seine eigenen Leiden wieder ganz in Anspruch nahmen.

„Gehen Sie doch weg!“ sagte Doppmann leise zum zum Franzosen. „Nehmen Sie den Hund mit in das Hotel da, wenn's geht, und warten Sie, bis ich zurückkomme —“

„Ich glaube,“ unterbrach ihn Fräulein Römer ziemlich zurückhaltend, „daß ich am besten gleich eine Droschke nehme. Ich fühle mich nicht ganz wohl.“

„Das tut mir fürchtbar leid,“ versetzte Doppmann besorgt. „Dann lassen Sie mich lieber mit Ihnen fahren.“

„Nein, danke sehr; ich möchte am liebsten allein sein.“ Nachdem Doppmann Fräulein Römer zu einer Droschke begleitet hatte, wandte er sich wieder zu dem Franzosen, packte ihn beim Kragen und rampte mit ihm in das Hotel.

„Ein Zimmer!“ rief er dem Wirt zu. Er stieß den Franzosen und Hektor vor sich her, und als sie alle im Zimmer waren, sprach er energisch: „Jetzt werden Sie hier so lange bleiben, bis Sie alle Artisten auf dem Hunde gefangen haben. In ein paar Stunden werde ich zurück sein. Ich werde inzwischen einen Besuch machen.“

„Zehn von meinen Artisten — ich haben sie hier!“ sagte der Franzose vergnügt. „Aber, o weh, Alphonse ist perdu! Haben Sie Alphonse?“

„Nein!“ antwortete Doppmann kurz. Dann fuhr er sich mit der Hand ans Ohr. „Dommerwetter, aber Alphonse hat mich!“

„Vorsicht — Vorsicht, Monsieur!“ rief Alphonse's Direktor in seiner Besorgnis. „Denken Sie daran, es ist der gr-r-rand Artist, den Sie da fassen! Ah-h-h!“

Järtlich und mit großer Geschicklichkeit entnahm er den eminenten „pulex irritans“ dem behutsamen Griff von Doppmanns Daumen und Zeigefinger.

„Ah!“ rief er mit einem Seufzer der Erleichterung aus, „es ist mein Alphonse, mein Star, mein Coquassin! Hipp hipp hurra! Vivo la France! Ich frag nie nach dem Rest von meine Kompagnie. Sie waren nur Statisten. Ich kann andere finden!“

„Na, dann ist ja alles in Ordnung,“ sagte Doppmann kurz. „Jetzt wo Sie Ihren Star wieder haben, sollte es mich freuen, wenn Sie gehen würden. Au reservoir, Monsieur!“

„Au rovoir!“ entgegnete der Franzose und logierte seine Flohgesellschaft vorsichtig in seiner Westentasche ein.

Kleines feuilleton.

Frierende Könige. In diesen Wintertagen hört man so mancherlei Klagen über rauchende Oefen und schlechte Heizung. Und doch könnten wir mit den Heizvorrichtungen, die wir haben, schon einigermaßen zufrieden sein. Es ist erst zweihundert Jahre her, da froren die Könige selbst in ihren Palästen. Heute sind unsere Oefen ziemlich vollkommen, besonders in Deutschland. Wer Winter in Italien, Frankreich, England zugebracht hat, den friert es in Gedanken daran immer noch: das „traute Kaminsfeuer“ ist nur zu brauchen — wenn's draußen schon warm genug und nicht allzu feucht ist. Nur ein paar Grad Kälte, und es friert einen bis auf die Knochen. In Italien hielt sich einst der große Meister Raffael nicht für zu berühmt, um darüber nachzudenken, wie im Palaste der Fürsten Oefen die Oefen gut heizbar und möglichst rauchlos gemacht werden könnten. Frankreichs berühmter Architekt Philibert de l'Orme klagt bitter über die rauchenden Oefen und schreibt: „sind doch viele Wohnungen nicht brauchbar und müssen verlassen werden wegen der rauchenden Kamine“. Die Kerze der französischen Könige betlagen ihre Herren, weil sie in ihren Palästen so arg frieren mußten und daher sich immerfort erkälten. Wir vernehmen von König Ludwig XIII., XIV., XV., daß sie in ihren Schlössern zu Marly, Fontainebleau, Versailles jammervoll ge-

froren haben. Ludwig XIII. befiehlt, ihm seinen Sessel in die Sonne zu rücken. Im Jahre 1695 „fror der Wein und das Wasser auf der Tafel Seiner Majestät“. Ludwig XIV., „der Sonnenkönig, der größte König der Welt“, litt an Frostbeulen an Händen und Füßen, die er sich in seinen Gemächern zugezogen hatte. Die Zimmer der alten deutschen Burgen waren klein, daher leicht heizbar und also bald „gemütlich“. Die Paläste der Franzosenkönige zeigten dagegen hohe Säle, die freilich durch einen offenen Kamin und ein paar in den Ecken aufgestellte Kohlenbecken nicht zu erhitzen waren. Und froren die Könige in ihren Schlössern, so kam Bauer und Arbeiter in Land und Stadt bei großer Kälte um, da ihre Wohnungen gar wenig Schutz gegen Kälte boten. Von Epiphanie (6. Januar) bis Lichtmeß (2. Februar) des Jahres 1702 erfroren in Paris über 24 000 Menschen, und auf dem Lande noch mehr. Im Jahre 1709 muhten mehrmals im Winter die Gerichtshöfe feiern, weil die Säle nicht zu erwärmen waren. Ähnliches hört man um dieselbe Zeit auch aus deutschen Chroniken. Da können wir mit den heutigen Oefen schon zufrieden sein, vorausgesetzt, daß uns die nötige Munition nicht fehlt.

Die erste Hülfe bei Eisenbahnunfällen. Die schweren Eisenbahnunfälle, die in den letzten Tagen auf deutschen Bahnen eingetreten sind, verleihten einem Artikel des „Scientific American“, der von Maßnahmen für die erste Hülfe bei Eisenbahnunfällen auf amerikanischen Bahnen handelt, ein besonderes Interesse. Für die Amerikaner ist dieses Problem besonders dringend, da die Zahl der Opfer, die ihre Bahnen jährlich fordern, erschreckend groß ist. So wurden in einem einzigen Jahre 3832 Personen durch Eisenbahnunfälle getötet und 67 067 verletzt. Da nun die Eisenbahnbeamten den Gefahren in hohem Maße ausgesetzt sind und bis zur Ankunft eines Arztes oft lange Zeit verstreicht, so hat man auf einer vielbefahrenen Linie, der „Boston and Maine Railroad“, unter den Eisenbahnangestellten nach einem englischen Vorbild Ambulanzabteilungen gebildet, die auf Kosten der Gesellschaft sorgfältig in der Hülfeleistung für Verunglückte unterwiesen werden. Auf den großen Rangierbahnhöfen, die am häufigsten Schauplatz von Unglücksfällen werden, sind Unfallstationen eingerichtet, in denen sich alles zur ersten Hülfe Nötige findet. Die Verletzungen, um die es sich bei Eisenbahnunfällen meistens handelt, sind Brüche und Quetschungen von Körperteilen, Verbrennungen, Verbrühungen und bisweilen auch Blutergussungen. Sehr häufig hängt bei diesen Verletzungen alles davon ab, daß sie sofort eine sachgemäße Behandlung erfahren; ein verhältnismäßig leichter Unfall kann dadurch gefährlich werden, daß diese Hülfe nicht gleich zur Stelle ist. Oft genug muß z. B. ein Verletzter mit einem Knochenbruch stundenlang in den heftigsten Schmerzen liegen, und wenn schließlich der Arzt kommt, kann der Patient nicht mehr gerettet werden oder bleibt doch lebenslanglich ein Krüppel. Ebenso hängt manchmal von der Anwendung der Aderpresse Leben und Tod ab, und bei Vergiftungen und Verbrennungen kann der Patient bei sofortiger geeigneter Behandlung sehr oft gerettet werden. Um in allen diesen Fällen eingreifen zu können, machen die Eisenbahner zwei Kurse durch. In dem ersten lernen sie die Anatomie des menschlichen Körpers, Namen und Lage der verschiedenen Knochen sowie die Funktionen der Muskeln und der Lebensorgane kennen. Vor allem werden sie auf die wichtigsten Arterien und Venen hingewiesen und erlernen die Anwendung der Aderpresse. Darauf beschreibt man ihnen die verschiedenen Arten von Verletzungen, wie sie besonders bei Eisenbahnunfällen vorkommen, und zeigt ihnen deren richtige Behandlung und die Anlegung der verschiedenen Arten von Verbänden. Daran schließt sich die Behandlung von Verstauchungen, Verrenkungen und Brüchen, wobei man zeigt, wie man Schienen verwendet oder, wenn solche fehlen, statt deren Beine oder zerbrochene Risten verwendet. Tragbahnen werden schnell aus Baumstäben hergerichtet, und wenn es an jeder Art von Holz fehlt, läßt sich ein gebrochenes Glied auch mit Rissen oder Räden schienen. Auf die gründliche theoretische Unterweisung folgt die praktische Schulung, bei der einer von den Beamten das Opfer darstellt, das von den anderen Beamten behandelt wird. Besonders werden sie darin unterwiesen, Verletzte schnell und mit möglichst geringen Schmerzen aufzunehmen. Ist der Unterricht beendet, so folgt ein strenges mündliches und schriftliches Examen, über das den Leuten ein Zeugnis ausgestellt wird. Die Einrichtung ist für das reisende Publikum besonders in Amerika sehr nützlich, da die Eisenbahnunfälle sich oft in einsamen Gegenden abspielen, in denen es stundenlang dauert, bis ärztliche Hülfe herbeigeht werden kann.

Theater.

Charlottenburger Schillertheater. Eröffnungsvorstellung: „Die Räuber“ von Schiller. In den zwölf Jahren seines Bestehens hat das Schillertheater im Sinne seines ursprünglichen Programms eine fruchtbarbare Tätigkeit entfaltet. Sein Respektoire ist unter dem der Berliner Bühnen wohl das umfangreichste und abwechslungsreichste. Das Klassische und das moderne Drama wird gleichmäßig gepflegt, wünschend die monopolistisch erworbenen Aufführungsrechte der eigentlichen Berliner Premierbühnen dem Streben nach Vollständigkeit natürlich unvermeidliche Schranken setzen. Weiten Schichten, die durch die hohen Preise der leitenden Bühnen von dem anregend-bildenden Genuß des Schauspielso gut wie ausgeschlossen waren, ward hier zu erschwinglichen Bedingungen eine Fülle des Besten, was die Weltliteratur des Dramas geschaffen, in sorgsam gefilterter, nicht selten in vortrefflicher Darstellung ge-

boten. Die Rechnung, daß die Billigkeit des Zutritts den Besuch entsprechend steigern werde, und daß so die zur Fortführung und stetigen Verbesserung des Unternehmens erforderlichen Mittel leicht zu beschaffen seien, ging durchaus in Erfüllung, ohne daß man zu diesem Zweck der Leichten, im Theatergeschäft einmal unentbehrlichen Unterhaltungsware ungebührlich große, das wesentliche des Programms gefährdende Konzessionen hätte machen müssen. Ein zweites, von der Schillertheater-Gesellschaft vor wenigen Jahren im Berliner Norden gemietetes Theater bewies durch seine vollen Häuser, wie wenig das einmal geweckte Bedürfnis durch die alte Bühne auf die Dauer gedeckt werden konnte. Unter diesen Umständen war es doppelt erfreulich, daß die Stadtverwaltung von Charlottenburg die Hand zu einer weiteren Ausdehnung des Unternehmens bot. Nahe dem Knie, an der erweiterten Bismarckstraße, hat sie ein großes Terrain erworben, auf dem sich nun die stattliche Front des neuen Charlottenburger Schillertheaters erhebt. Die Gesellschaft ist Pächterin auf fünf und zwanzig Jahre; nach dieser Frist erhält die Stadt das Recht, wenn es ihr beliebt, den Betrieb in eigener Regie zu übernehmen. Dabei wurde kontraktlich vereinbart, daß die Gesellschaft an ihr bisheriges Programm wie an die Verbeibehaltung der niedrigen Preise gebunden ist und jährlich mehrere Vorstellungen unentgeltlich für die Charlottenburger Gemeindeglieder zu veranstalten hat.

Der ebenso einfache als imposante Zuschauerraum, mit seinen 1450 Sitzplätzen, der größte aller Berliner Theater, steigt amphitheatralisch an und entbehrt vollständig der Logen. Er ist dem Vorbild des Bayreuther Richard Wagner- und des Münchener Prinzregenten-Theaters, dessen Architekt Wittmann auch die Pläne zu diesem neuen Bau entworfen hat, nachgeschaffen. Zwischen Bühne und Parkett schiebt sich ein breiter verdeckter Orchesterraum. Die treppenartige Anordnung der Sitzeinrichtungen sichert für alle Plätze völlig freien Ausblick auf die Szene. In gleicher Weise sind die Sitze auf dem Balkon an der Hinterwand arrangiert. Die Decke ist durch quadratisch eingerahmte, mit allerhand Zeichnungen bedeckte Felder, die Einformigkeit der beiden Seitenwände durch vorgeschobene Pfeiler gegliedert. Für die Beleuchtung sorgt an Stelle des fehlenden Kronleuchters eine weit nach rückwärts verlegte Reihe von Glühlampen. Alles vereinigt sich zu einem neuartigen, einheitlich abgestimmten Eindruck und scheint zugleich bis in das Kleinste mit praktischem Scharfblick konstruiert.

Wie das alte wurde das neue Schillertheater mit einer Vorstellung der „Räuber“ eröffnet. Alwine Wiede sprach den Prolog, in knappen, warm empfundenen Worten eine Huldigung für den Dichter, nach welchem sich die Bühne nennt. Als ein mahrender Verkünder der Freiheit, der Menschenwürde und der Menschenliebe wurde er gefeiert. In der Aufführung traf Herr Paesche namentlich in den ersten drei Akten mit sicherem Instinkt das Pathos der milden selbstberlickten Kraft, durch das Schillers jugendlich überspannter und jugendlich elder Räuberhauptmann die Jugend jeder neuen Generation heraufholt. Ziegel verstand es, von der Ananille Franz alle übertreibende Theatralik fernzuhalten. Die innerliche Herzenskräfte, die Unterdrückung jedes ursprünglichen menschlichen Gefühls durch eine egoistisch flügelnde Reflexion kam in dem klugen und diskreten Spiel überzeugend zum Ausdruck. In Nebenrollen gaben vor allem Leopold Thurner als wider Vater, aber auch Zwald als Schweizer, Regal als Spiegelberg, Landsberg als Koller, Wirth als Hermann Tüchtiges. Die langen Verwandlungspausen, die den Theaterabend auf 4½ Stunden dehnten, werden sich bei Wiederholungen kürzen lassen. Längerer Liebling wird es bedürfen, ehe die Schauspieler ihre Sprechart den neuen weiten Räumlichkeiten sicher anzupassen vermögen. Einstweilen ging noch vieles altsittlich verloren. Bestreblich war es, daß man den Pastor Moser gestrichen, viel eher hätte man auf die Szenen in der Bildergalerie verzichten können. dt.

Völkerkunde.

Das sonderbarste Geldstück der Welt ist das Steingeld, das nur auf der niedlichen deutschen Karolineninsel Jap zu finden ist. P. Salesius plaudert in der Monographie „Die Karolineninsel Jap“ in anregender Weise über dieses interessante Steingeld. Der Geldstein besteht aus gelblich-weißem kristallisiertem Kalkspat oder Aragonit, das in Jap nicht vorkommt, dagegen auf Palao sehr reich vertreten ist. Dort wird er von den Zapleuten gebrochen und zu einer runden, in der Mitte durchlöchernten Scheibe behauen. Der Umfang wechselt zwischen Taler- oder Handtellergröße und mächtigen Mülsteinen von 1—1½ Meter Durchmesser und mehr. Das Loch in der Mitte dient dazu, die Steine transportfähig zu machen. Bei den kleineren Exemplaren führt man eine Kordel hindurch, an der sie getragen werden, und bei den mittelschweren je nach Größe eine mehr oder weniger dicke Bambusstange, mit der zwei Männer die Last auf ihrer Schulter tragen. Bei den größeren Steinen steckt man durch das entsprechend weit gearbeitete Loch den Stamm einer schlanken Bethelpalme, bei den Riesengemältern den mehr oder weniger starken Stamm einer Kolossalpalme hindurch. Auch diese Riesensapfen werden auf der Schulter forttransportiert, wozu manchmal 20, 30, ja noch mehr Personen erforderlich sind. Zuweilen versucht man auch wohl, die Angeilme wie ein Rad auf dem Wege weiter zu rollen. Der Wert dieser Geldsteine ist in den Augen der Eingeborenen ein ganz ungeheurer. Man darf sich dessen auch nicht

toundern; denn um in ihren Besitz zu gelangen, heißt es horrendes Schwierigkeiten zu überwinden. Zunächst muß auf gebrechlichem Kanoe die weite, gefährvolle Seereise nach Palao unternommen und dann gegen gewisse Abgaben und Dienste die Erlaubnis zum Steinbrechen eingeholt werden. Es muß dann ferner der Stein mit großer Mühe gebrochen und behauen werden. Und nun kommt erst die Hauptschwierigkeit: der Transport dieser fertig gehauenen Mülsteine nach Jap! Man denke an die Transportmittel, ein schwaches, armseliges Kanoe, oder gar noch ein sogenanntes „Foose“, d. h. ein aus mehreren aneinandergebundenen Bambusstämmen hergestelltes Floß, das von dem Kanoe ins Schlepptau genommen wurde. Und auf diesen Fahrzeugen muß so ein kompakter Steinblock von nicht selten 20 Zentner Schwere über die hohe See transportiert werden. Die Steine dienen wirklich als Geld, und zwar, wie man es von dieser buchstäblich „großartigen“ Münze nur erwarten kann, zur Begleichung größerer Kosten und Schulden. Mit ihm bezahlt man z. B. einen größeren Ankauf von Lebensmitteln, den Arbeitslohn für die Mithilfe an einem Gemeindehausbau, eine Kriegsschädigung, eine Bundesgenossenschaft, den Sühnepreis für einen begangenen Mord, einen Mädchenraub usw.; auch dienen diese Geldsteine den Händlern als Pfand für Schulden, die die Eingeborenen bei ihnen gemacht; endlich werden sie auch manchmal von der Regierung als Strafgeld eingezogen, d. h. vielmehr an ihrem Standort belassen, aber mit dem ominösen B.-A. (Bezirks-Amt) gezeichnet, das nach Aufhebung dieser Pfändung einfach wieder durchgestrichen wird. Sonderbar nimmt sich im Gegensatz zu der hohen Wertschätzung dieses Geldstückes auf den ersten Augenblick die anscheinend sehr sorglose Art seiner Aufbewahrung aus — es steht oder liegt frant und frei, offen und unbewacht am Wege, am Meeresstrande, an noch so besuchten Plätzen. Allein, man glaube nicht, daß die Eingeborenen ihren Schatz so sorglos hüteten, wenn Gefahr vor Diebstahl vorhanden wäre. Doch wie diebisch auch sonst der Japmann ist, dieses Steingeld bleibt nicht an seinen Fingern kleben. Es ist halt zu schwer dazu. Und selbst wenn es zwei oder drei Dieben mal gelänge, einen solchen Stein unbemerkt wegzuschaffen, könnten sie ihn verwerten? Mit nichten. Denn da kein Exemplar genau wie das andere ausieht, kennt jeder Besitzer sein „Steingut“ ganz genau. Wo es irgend im Handel ersichene oder aufgestellt würde, fände er es gleich heraus, belegte es mit Beschlag und hätte den Dieb beim Schopfe. —

Aus dem Tierreiche.

Die Zunahme des Schwarzspeckes in Deutschland. Während bei einer ganzen Anzahl größerer Vögel Deutschlands infolge der stärkeren Bewahrung, der Durchforstung der Wälder und der Verbesserung der Schutzweisen eine starke Abnahme zu verzeichnen ist, wie bei Kranich, Kolbrdommel, Schwarzstorch, Uhu, Schreiadler, Gabelweih, Wanderfalk, Hühnerhabicht, Blaurade, Wiedehopf usw., hat der größte deutsche Specht, der krähengroße, kohlenschwarze, rotgehäupte Schwarzspecht, sich seit 20 Jahren vermehrt, nimmt überall zu und bürgert sich in Gegenden, in denen er früher völlig fehlte, wie in Westfalen, Ostfriesland, Oldenburg, neuerdings als Brutvogel ein. Die Ursache dafür ist einmal in dem stärkeren Anbau der Kiefer, die er allen anderen Baumarten vorzieht, zu erblicken, dann aber auch in der Schonung, die ihm infolge des Vogelschutzgesetzes zuteil wird, denn während er früher als Forstschädling abgeschossen wurde, wird er sich jetzt, wo man seinen Nutzen als Vorkenkäferlarvenfresser erkannt hat, geschont. Es ist schließlich noch anzunehmen, daß die Verminderung des Hühnerhabichts und des Wanderfalken, der einzigen Raubvögel, die ihm etwas anhaben können, zu seiner Vermehrung beitragen. Dieser Grund wird auch für die auffallende Vermehrung einiger anderer größerer deutscher Vögel in den letzten zwanzig Jahren, wie der Ringeltaube, der Rabenkrähe, des Eichelhäfers und des Brauchvogels, vorliegen. —

Notizen.

Der Sozialismus als Lösung des Problems. In den letzten Tagen des verflohenen Jahres fand in New York die Jahresversammlung der „American Association for the Advancement of Science“ (Vereinigung für die Fortschritte der Wissenschaft) statt. 1500 Männer der Wissenschaft nahmen daran teil. Aufsehen erregte die Rede von Henry Call, der als Vertreter der ökonomischen Wissenschaft über die Konzentration der Reichtümer in den Vereinigten Staaten sprach und den Sozialismus als Lösung der sich daraus ergebenden sozialen und industriellen Probleme empfahl. Vor fünfzig Jahren, so sagte der Redner, gab es in den Vereinigten Staaten nicht mehr als 50 Millionäre und halbe Millionäre, die zusammen nicht mehr als 100 Millionen Dollar an Wert besaßen oder 1 Prozent des Reichtums der Nation. Heute besitzt 1 Prozent der Bevölkerung 99 Prozent der gesamten Reichtümer des Landes. Dabei ist die Nation tief verschuldet. Die Verhältnisse sind ins Abnorme gewachsen durch das Monopol auf alle Quellen der Reichtümer. Alle öffentlichen Nutzbarkeiten sollten übergehen in Bundes-, Staats- und Gemeindefiskus, während die Trusts zu großen kooperativen Gesellschaften aller Angestellten und Arbeitenden umgewandelt werden sollten. Nur auf den Wegen, die die Sozialisten empfehlen, könnte man wieder zu geordneten und befriedigenden Verhältnissen gelangen.